



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

Jean-Christophe Grangé

BLUTROTES
KARMA
THRILLER

AUS DEM FRANZÖSISCHEN
VON INA BÖHME

TROPEN

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Rouge Karma«

© 2023 by Editions Albin Michel, Paris

Für die deutsche Ausgabe

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes für Text
und Data Mining i.S.v. § 44b UrhG vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung eines Fotos von © Cynthia Russo/Arcangel Images,

Farbeffekt: FinePic®, München

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50248-0

E-Book ISBN 978-3-608-12374-6

I DIE AUFSTÄNDISCHEN

1

Wie ein olympischer Diskuswerfer tauchte Hervé Jouhandeau aus dem Nebel auf, in seiner Hand ein Pflasterstein. Manchmal hatte er keine Hemmungen, sich mit einem antiken Athleten zu vergleichen.

Sein tränenverschleierter Blick fiel auf den kaum einhundert Meter entfernten Polizeikordon. Helme mit Zieraufsatz, gegürtete Regenmäntel und Schilde, die wie Mülleimerdeckel aussahen ...

In einer Tränengaswolke blieb er stehen, straffte den Körper, hob seinen rechten Arm und legte sich den Pflasterstein auf die Schulter.

Ein Stadionheld.

»Los, Hervé!«

»Mach sie alle!«

»Voll an den Kopf!«

Ganz allein stand der junge Mann auf der von Abfällen übersäten Fahrbahn und strahlte. Er war der Erbe einer ganzen Reihe von Aufständen: 1789, 1832, 1848, die Pariser Kommune ... Die Franzosen hatten die Revolution im Blut, ihre Geschichte stand im Zeichen von Gewalt und ausgeprägtem Anspruchsdenken. Und Hervé war ihr neuer Held!

Er ließ den Arm kreisen und zögerte den Angriff so lange wie möglich hinaus. *Gleich kriegt ihr eins auf die Rübe.* Er fühlte sich leicht wie sein Pflasterstein, groß wie das Hurrageschrei in seinem Rücken, bedrohlich wie der Krawall hier, in der Rue de Lyon.

Einen Augenblick später glaubte er zu hören, wie sein Geschoss auf einen Helm prallte. Volltreffer. Ein bogenförmiger Wurf, der die

ersten Reihen ausgespart und weiter hinten sein Ziel gefunden hatte: den Kopf eines gesichtslosen Bullen.

Hahaha! Es war Gewalt ohne Sinn und Verstand. Die seltsame Genugtuung, alles kaputtzumachen, einfach so, aus reinem Vergnügen. Und die kindliche Freude daran, voll ins Schwarze getroffen zu haben, wie beim Büchsenwerfen ... Hinter ihm Jubel. Hervé bekam Gänsehaut. Vor zwei Monaten, im März 1968, hatte der New Yorker Künstler Andy Warhol geschrieben: »In Zukunft wird jeder für fünfzehn Minuten berühmt sein.« Seine Viertelstunde war zweifellos gekommen.

Für den Bruchteil einer Sekunde blieb er reglos stehen. Es war stickig, giftige Dämpfe hingen in der Luft. Der Boden war von losen Pflastersteinen, brennendem Abfall und Wasserpfützen übersät – alles, wirklich alles noch nach Weltuntergang. *This is the end, beautiful friend ...*

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Unter einem Regen aus ploppenden »Kartoffelschleudern« und heulenden Granaten drehte sich Hervé um und eilte auf den Hügel von Bauschutt, aufgetürmten Gemüsekisten und Baumschutzgittern zu, der die Straße versperrte. Er kletterte auf den Hügel, schürfte sich das Knie auf und sauste auf der anderen Seite wieder hinunter. Applaus.

Unter seiner dicken Pulloverschicht, die ihn vor den Schlagstöcken schützen sollte, kam er vor Hitze beinahe um. Begeisterungsrufe. Er konnte nicht mehr klar denken: Wo war er hier eigentlich? Welcher Tag war heute? Mit all den Demonstrationen, Streiks und Vollversammlungen flogen die Tage nur so dahin, lösten sich die Kalenderblätter wie die Samen flockiger Pusteblumen ... Seit Anfang des Monats war es wirklich schwierig, sich zu orientieren.

Ach ja, richtig: Heute, am 24. Mai 1968, hatte um 19 Uhr an der Gare de Lyon wieder eine Versammlung stattgefunden. Wer sie organisiert hatte, war nicht ganz klar. Vermutlich die »Bewegung 22. März«, außerdem der Studentenverband UNEF (natürlich) und die Marxisten-Leninisten. Thema des Tages war das Aufenthaltsverbot für Daniel Cohn-Bendit, der nach seinem sensationellen Auftakt

an der Spitze des Aufstands nach Deutschland gereist war, um wieder zu Kräften zu kommen. Es hieß, seine Auszeit sei von *Paris-Match* finanziert worden, als Gegenleistung für ein paar Fotos. *Das soll mal einer verstehen ...*

Die Behörden hatten die Gunst der Stunde genutzt, um ihn zur Persona non grata auf französischem Boden zu erklären. Ganz schlechte Idee. Es war ein Tiefschlag gewesen, der Öl ins Feuer gegossen hatte. Sofort war die nächste Demonstration angekündigt und von Arbeiterscharen und Filmstars unterstützt worden, um Cohn-Bendits Rückkehr nach Frankreich zu fordern. Aber warum an der Gare de Lyon? Ein Rätsel.

Ob Schicksalsschlag oder strategischer Angriff: Noch am selben Abend hatte Charles de Gaulle eine Radioansprache gehalten. Um 20 Uhr standen die Demonstranten vor dem Uhrenturm und lauschten ihrem alten Präsidenten. Zittrige Stimme, monotone Sprechweise: Es war die Rede eines Besiegten. De Gaulle schlug eine Volksabstimmung vor, die über seinen Rücktritt entscheiden sollte. Die Antwort von der Straße kam prompt. Unzählige Menschen holten ihre Taschentücher hervor und grölten: »Adieu, de Gaulle!«

Dann machte sich eine gewisse Unentschlossenheit breit. Keiner kannte sich rechts der Seine besonders gut aus. Sollten sie hierbleiben? Ins Quartier Latin zurückkehren? Nach Hause gehen? Eigentlich hätten sie ihre Versammlung brav auflösen müssen, aber seit einigen Wochen war niemand mehr brav in Paris. Die Franzosen hatten sich auf ihre Identität zurückbesonnen.

Die Menschenmasse ergoss sich in die Rue de Lyon und skandierte: »RÜCKTRITT, DE GAULLE!«, »COHN-BENDIT NACH FRANKREICH!«, »WIR SIND ALLE DEUTSCHE JUDEN!«

Hervé ging an der Spitze. Er hätte nicht sagen können, wie viele heute Abend marschierten, aber sie waren ein einziger riesiger Sprechchor. Zehntausend, zwanzigtausend, dreißigtausend Menschen vielleicht ... Ein Meer von Gesichtern, Transparenten und Schlachtrufen, das wie glühende Lava auf die Bastille zuströmte.

Der Triumphmarsch war keine fünfhundert Meter weit gekommen, als die Gendarmerie ihn stoppte. Nun ging es weder vor noch zurück.

Ein Stück weiter vorn warteten auf der Place de la Bastille Polizeiwagen, Löschfahrzeuge, Bulldozer ... Die Sicherheitskräfte würden kurzen Prozess mit den Demonstranten machen. Trotzdem war die Stimmung gut. Kein bisschen beeindruckt, diese Studierenden. Mit Spitzhacken, Spaten und Schaufeln, die sie wer weiß woher hatten, hebelten sie im Nu die ersten Pflastersteine aus der Straße, kippten Autos um und türmten Gemüseboxen auf. Der Müll, der sich in Paris allerorts angehäuft hatte, seit die Müllabfuhr streikte, nährte das Feuer. *Auf die Barrikaden, Genossen!* Die Polizeibeamten rührten sich nicht. Sie warteten auf Anweisungen.

Da folgte Hervé seinem Impuls und eröffnete den Ball ...

Die ersten Verletzten traten den Rückzug an. Aufgeschürfte Gesichter, gebrochene Knochen ... Einer wimmerte: »Mein Auge, mein Auge ...«, ein anderer spuckte rötlichen Schleim. Hervé schaute nach oben. Demonstranten saßen auf den Dächern und lösten Ziegel, sogar Schornsteine. Um jedes Durchkommen zu verhindern, feuerten die Polizisten von den Bahngleisen gegenüber nicht nur Tränengas-, sondern auch Splittergranaten. Ja, heute Abend waren sich beide Seiten einig: Es musste Blut fließen ...

»Die sind doch krank!«

Trivard sah erschrocken aus. Trivard war Hervés bester Kumpel, ein schlaksiger Kerl mit schwarzen Locken. Wenn er wie jetzt die Augen aufriss, schienen sie ihm fast aus dem Kopf zu springen. Er trug stets einen Dufflecoat, der ihm viel zu groß war. Er verstand nichts von den Postulaten der Studierenden, und genauso wenig konnte er mit den Forderungen der Arbeiter anfangen.

»Jetzt ist es echt so weit!«

Die Bemerkung war von Desmortiers gekommen, dem Klügsten im Dreierbunde. Ein stämmiger, in Kampfjacke gekleideter Bursche

mit Boxernase und großen, stahlblauen Augen. Er hatte eine sanfte Stimme, aber eine unverblümete Ausdrucksweise. Er sammelte Plakate, die im *Atelier populaire* der Kunstakademie gedruckt wurden, verbrachte seine Nachmittage auf den Vollversammlungen im Audimax der Sorbonne und hatte den Kopf voller leninistischer, trotzkistischer, maoistischer und situationistischer Theorien. Keiner verstand, wovon er sprach – am wenigsten er selbst.

Hervé nickte müde. Seine Euphorie war schon wieder abgeflaut. *Ein tolles Team waren sie ...* Drei Trottel, die unter dem Vorwand des Demonstrierens fröhlich Pflastersteine durch die Gegend warfen.

»Was machen wir jetzt?«, fragte ihn Trivard, der dem Glauben aufsaß, Hervé sei ihr Anführer.

»Wir müssen aufs linke Ufer zurück!«, entgegnete Desmortiers.

»Wir sitzen aber doch hier fest!«, stöhnte Trivard.

Beim geringsten Anlass breitete er seine Arme aus und flatterte mit seinen Raglanärmeln, die aussahen wie riesige Fledermausflügel.

Hervé dachte an die einfachste Lösung: nach Hause gehen und *Gute Nacht, die Herrschaften ...*

In diesem Augenblick färbte sich alles rot.

»Angriff!«

Der Ruf hallte entlang der Barrikade wider wie ein tausendfaches Echo.

»ANGRIFF!«

Die Sicherheitskräfte feuerten eine rote Leuchtpistole ab, bevor sie in die Offensive gingen. Allgemeine Panik. Alle Studenten wichen gleichzeitig zurück. Hervé war fasziniert von dem radikalen Kurswechsel. Ein bloßes Zischen am Himmel, und die, die gerade noch Helden gewesen waren, verwandelten sich in davonlaufende Angsthäsen. Die Stampede hatte etwas Abstoßendes. *Das sollte die Revolution sein?*

Anstatt sich dem Rückzug anzuschließen, kletterte Hervé auf einen Mauervorsprung und legte sich flach auf den Bauch. Er wollte die Eskalation sehen. Die Angreifer – rötlich schimmernde Helme, eng-

anliegende Regenmäntel, gezückte Schlagstöcke – bewegten sich im Sturmschritt vorwärts, brachten den Boden und die Nerven zum Zittern. Was für ein Spektakel!

Hervé hatte gelernt, sie auseinanderzuhalten: die Polizei in ihren Khakijacken und langweiligen Faltenhosen, die Gendarmerie, die von Kopf bis Fuß in dunkles Tintenblau getaucht war, und die CRS mit ihren Fliegerbrillen und den viel zu schweren Schilden.

Trotzdem fand er sie großartig. Diese Art von Rausch mussten alle Soldaten der Welt erlebt haben. Die französische Polizei reihte sich unter die alten Haudegen der napoleonischen Garde ein, unter die legendären Frontsoldaten des Ersten Weltkriegs.

»Was ist, kommst du?«, brüllte Trivard.

Hervé schob sein Tuch wieder über die Nase und schloss zu den beiden Freunden auf, die in Richtung Gare de Lyon türmten.

»Nein, hier entlang!«, bestimmte Hervé.

Wenn sie die Straße links nahmen, konnten sie die Place de la Bastille vermeiden. Hervé kannte die Gegend wie seine Westentasche. Er lebte seit seiner Geburt bei seiner Großmutter an der Porte de Vincennes, und jeden Donnerstag fuhr er zum Lux-Bastille, um sich einen Film anzusehen.

Bald war es wieder dunkel und ruhig um sie herum. Sie liefen hinunter zum Port de l’Arsenal, an den vertäuten Booten vorbei, und setzten sich erschöpft an den Kanal. Dort ließen sie die Beine über dem Wasser baumeln und sprachen nicht mehr, rangen nur noch nach Atem und verfielen in eine sonderbare Schwermut.

Das Plätschern der Wellen gegen die Bootsrümpfe und das Klappern der Wanten waren wie aus einer anderen Welt, der Lärm der Straßenkämpfe wie ein ferner Traum.

Hervé ließ den Rücken auf das feuchte Pflaster sinken. Er zündete sich eine Disque Bleu an und schloss die Augen. Nach dem Eifer des Gefechts musste er wieder daran denken, wie belanglos das ganze Theater doch war. Eines war sicher: Die aktuellen Ereignisse würden als riesige Farce in die Geschichte eingehen.

2

Angefangen hatte alles ein Jahr zuvor auf dem Campus der Universität Paris-Nanterre. Der Grund: Den Jungen war der Zutritt zu den Schlafsälen der Mädchen verwehrt worden. Die Lächerlichkeit dieser »großen Sache« hatte den Ton angegeben, und die Dinge sollten nicht wieder ins Lot kommen.

März 1968. Aus Protest gegen den Vietnamkrieg schlägt ein Kommando junger Leute die Schaufenster des Firmensitzes von American Express ein. Die Randalierer werden festgenommen. So weit nichts Ungewöhnliches. Da einer von ihnen jedoch in Nanterre studiert, besetzt eine Handvoll Studierender aus Protest das Verwaltungsgebäude der Fakultät und gründet die »Bewegung 22. März«. Ihr Anführer ist ein durchaus sympathisches Großmaul: Daniel Cohn-Bendit.

»Befreit unsere Genossen!«, so lautete die Parole. Der erste Schritt auf dem Weg zu einer Logik, die Schule machen sollte: Man wollte zwar alles kaputtmachen, aber unter keinen Umständen die Konsequenzen tragen.

Die Behörden hatten beide Augen zugedrückt. Die Vandalen waren freigelassen, die Fakultätsbesetzung vergessen worden. Doch die »Wütenden« hatten sich damit nicht zufriedengegeben. Graffiti an den Wänden, Störungen der Vorlesungen, Megafongegröle ... Hervé ballte die Fäuste in der Tasche: Die Hartnäckigkeit, mit der die Studierenden ohne echte Forderungen die öffentliche Ordnung gestört hatten, immer in der unausgesprochenen Überzeugung, »Revolutionäre« zu sein, ärgerte ihn zutiefst. *Nun denn.*

Anfang Mai hatte der völlig entnervte Dekan die Universität geschlossen. Was war da los? Diesen Machtmissbrauch konnten die Rebellen nicht einfach so hinnehmen. Dieselben Leute, die den Lehrbetrieb gestört hatten, ertrugen die Vorstellung nicht, dass selbiger eingestellt wurde: Hatten sie doch jetzt keinen Tummelplatz mehr.

Im Nu waren sie in den Ehrenhof der Sorbonne gezogen, um auch

dort ihre Anklagepunkte zu äußern. Niemand hatte ihnen zugehört, doch am späten Nachmittag hatte der Dekan, weitaus ungeduldiger als sein Kollege in Nanterre, die Polizei gerufen, um diese Grünschnäbel loszuwerden.

Rauswurf. Feststellung der Identitäten. Beim Anblick der polizeilichen Maßnahme hatten sich die Studierenden und Gymnasiasten der Gegend, die zu der Zeit auf dem Nachhauseweg waren, spontan zusammengeschlossen und denselben Refrain skandiert: »Befreit unsere Genossen!«

Handfeste Straßenkämpfe, herausgebelte Pflastersteine, brennende Fahrzeuge. Die unerwartete Gewaltbereitschaft hatte die Sicherheitskräfte überfordert. Sie hatten Verstärkung gerufen. Die Schlachten hatten bis spät in die Nacht angehalten. Es hatte Verletzte auf beiden Seiten und natürlich Festnahmen gegeben.

Das Feuer war entfacht. Es musste nur noch genährt werden. Am 6. Mai wurden Daniel Cohn-Bendit und einige seiner Mitstreiter wegen des Radaus, den sie in Nanterre veranstaltet hatten, vor den Disziplinarausschuss der Sorbonne gestellt. Wieder ein Skandal. Und wieder kam es zu Demonstrationen und Straßenkämpfen.

Die Aufständischen hatten sogar noch mehr zu bieten. Am 10. Mai wurde denen, die eine Woche zuvor festgenommen worden waren, der Prozess gemacht. Die meisten kamen frei, aber manche wurden zu harten Strafen verurteilt: zwei Monate Gefängnis. Das genügte, um erneut alle auf die Straße zu spülen. *Die Sorbonne ist dicht? Wir machen das ganze Stadtviertel dicht!*

Sie teilten sich auf, errichteten Barrikaden. Hervé geriet in den Strudel der Ereignisse. Er erinnerte sich an die seltsame Begeisterung, mit der er die Rue Le Goff und die Rue Gay-Lussac verwüstet hatte, an die kriegerische und gleichzeitig euphorische Atmosphäre. Natürlich gab es blutige Nasen und verletzte Kommilitonen, aber das Hochgefühl überwog ...

In jener Nacht wurde Hervé beinahe verhaftet. Er lief weg, kletterte über die Barrikaden und rannte weiter. Über die Rue Saint-Jacques konnte er entkommen. Am nächsten Tag bot die Umgebung der Sorbonne ein Bild der völligen Zerstörung. Die Aufständischen waren zufrieden. Keiner erinnerte sich daran, dass ihre Gewalt einen einzigen Ursprung gehabt hatte: die Verurteilung von ein paar Clowns, die das Stadtviertel ja vorher schon demoliert hatten.

Hervé verstand die Kettenreaktion zwar nicht, ließ sich aber mitreißen. Zumal sich die Studierenden und die Gesellschaft seltsam einig waren. Die breite Masse unterstützte die Forderungen der Jugend. Welche das waren? Keiner wusste es.

Die nächste Überraschung war, dass die Medien von den »Ereignissen« nur die Polizeigewalt aufgriffen. Kein Wort darüber, dass eigentlich die Studierenden den Ärger suchten. Nichts über die Verwüstungen, die die Protestierenden anrichteten. Stattdessen herrschte eine Art stillschweigende Übereinkunft darüber, dass die Studierenden unschuldig waren und man sie in Ruhe lassen sollte.

Hervés Problem war, dass er Geschichte studierte. Er hatte sich mit den Aufständen der Vergangenheit beschäftigt. Eine Macht zu stürzen, hieß scharfe Munition abzubekommen, verhaftet, gefoltert und hingerichtet zu werden. Und dazu war man erst imstande, wenn man keine Wahl mehr hatte, wenn man Hunger litt und die Unterdrückung wirklich unerträglich war.

Deshalb war er zwar bereit, ein paar Pflastersteine zu werfen, aber mit den Opfern der Kommune zu wetteifern, an Castros Machtübernahme oder die chinesische Kulturrevolution anzuknüpfen, das kam nicht infrage. Die Scharmützel auf dem Boulevard Michel auf eine Stufe zu stellen mit den echten Tragödien, die Tausende Tote gefordert hatten, war geradezu skandalös.

Als Premierminister Georges Pompidou am 11. Mai von einer Afghanistanreise zurückgekehrt war, hatte er sofort beschwichtigende Maßnahmen ergriffen: Wiedereröffnung der Sorbonne, Freilassung der Studierenden ... Doch es war bereits zu spät. Die Arbeiter waren

in den Streik getreten und besetzten die Fabriken. Ein paar Tage später folgten die Angestellten, die Beamten und Freiberufler. Frankreich war gelähmt, und das Schlimmste war: Es gab kein Benzin mehr!

Der Arbeitskampf war für Hervé legitimer. Aber, um ganz ehrlich zu sein, auch der interessierte ihn nicht. Noch weniger sogar. Lohn-erhöhungen, Arbeitszeiten, Gewerkschaften und der ganze Kram waren ihm piepegal. Darin unterschied er sich wenig von den Akademikersöhnchen, die im Fieber des Populismus behaupteten, die Arbeiter zu verteidigen, aber kaum in der Lage gewesen wären, mit ihnen auch nur mittagzuessen.

In diesen chaotischen Zeiten ging Hervé gern spazieren. Wer lachen wollte, flanierte am besten durch die Sorbonne, wo einen der Gipfel der unfreiwilligen Komik erwartete. Seit ihrer Wiedereröffnung wurde dort behauptet, die Universität verwalte sich jetzt selbst. Komitees, Ausschüsse und Vollversammlungen organisierten den Lehrbetrieb. Es gab eine Krankenstation, eine Kinderkrippe, einen Ordnungsdienst ... Auch fürs Essen war gesorgt, es wurde Geld eingetrieben, es wurden Vorräte angelegt ...

Vor allem aber wurde gekämpft.

Im Ehrenhof waren Stände aufgebaut worden, an denen es Flugblätter, Zeitungen oder Debatten gab. Maoisten, Trotzlisten, Marxist-Leninisten, Situationisten und Anarchisten: Alle waren sie da. Der schiere Irrsinn ließ Hervé innerlich lachen. Schon die Ereignisse (Demonstrationen, Straßenkämpfe) waren nicht leicht verdaulich, aber das Drumherum (Gedankengut, Theorien, Kommentare) war geradezu unerträglich.

Er wusste nicht, was diese Aktivisten studierten, aber eins war sicher: Geschichte war es nicht. Warum sonst ließen sie sich von Lenin inspirieren, der so viel Blut an den Händen hatte? Oder von Che Guevara, der als Held gefeiert wurde, obwohl er einen ziemlich nervösen Finger am Abzug gehabt haben soll? Oder von der chinesischen Kulturrevolution, über die keiner, wirklich keiner die Wahrheit wusste?

»So. Wollen wir los?«

Desmortiers war aufgestanden. Ihn, den Fanatiker, der für Streitereien brannte, langweilte der Waffenstillstand am Kanal.

»Wohin?«, fragte Trivard und steckte sich eine Gauloise an.

»Ans linke Ufer. Da geht's bestimmt ab.«

Sie machten sich auf den Weg in Richtung Quai Henri-IV. Im nächsten Augenblick wurden sie von einer Gruppe Aufständischer überholt, die mit Eisenstangen und Steinschleudern auf den Boulevard Bourdon zurannten.

»Was ist los?«, schrie Desmortiers.

»Alle zur Börse! Der Kapitalismus ist tot!«

Desmortiers, der wie ein jungfräulicher Boxer aussah, schien die Antwort wie ein Schlag zu treffen: Es war so offensichtlich! Trivard dagegen schlug die Hände vors Gesicht.

Die Börse ..., dachte Hervé. *Ja, warum nicht?*

3

Hervé Jouhandeaus Aussehen täuschte. Groß, schlank und blond, wie er war, erinnerte seine gesamte Erscheinung an den »Grand Duduche«, diese populäre Comicfigur von Cabu, nur ohne Brille. Er war zweiundzwanzig Jahre alt und eigentlich ganz hübsch, nur etwas hager. Er selbst hasste sein Äußeres. Zum Glück verliehen ihm seine Mick-Jagger-Lippen, wie er fand, eine gewisse Sinnlichkeit.

Hervé war ein Beau. Die richtige Kleidung war für ihn eine Frage von Leben und Tod. Baudelaire hatte einmal gesagt, ein wahrer Dandy müsse vor dem Spiegel schlafen. Hervé war der Meinung, ein wahrer Dandy dürfe überhaupt nicht schlafen. Die Eleganz lag nicht nur in jeder Jackenfalte, sondern auch in jedem Augenblick: Es galt, immer wachsam zu sein.

Allerdings beschränkte sich seine Garderobe auf eine einfache

Cordjacke, ein paar Oxfordhemden, eine ausgebeulte Jeans mit aufgerissenen Knien und ein Paar Londoner Clarks. Der Teufel steckte im Detail. Ein Ring hier, ein Halstuch da ... Er wollte die Kenner ansprechen, die Stilbewussten auf dem Campus.

Der Campus ... Die Unwägbarkeit der Einschreibung hatte ihn an die neue Fakultät in Nanterre verbannt, obwohl er ja an der Porte de Vincennes wohnte. Jeden Morgen musste er sich der Metrolinie 1 aussetzen, um völlig erschöpft sein Ziel zu erreichen: den Bahnhof *La Folie, Complexe universitaire*.

Paris-Nanterre war damals etwas Besonderes. Ein Gebäudekomplex, der innerhalb kürzester Zeit auf einem ehemaligen Militärgelände unweit des größten Armenviertels des Pariser Umlands errichtet worden war. Dieses Brasília im Westentaschenformat empfing paradoxerweise die gesamte Hautevolee des Pariser Westens, mitten im sozialen Brennpunkt.

Hervé, der aus einfachen Verhältnissen stammte, fiel es nicht leicht, sich in die Welt der reichen Sprösslinge zu integrieren. Sie waren für Jura oder Wirtschaft eingeschrieben, während er Geschichte und Philosophie studierte. Er verachtete diese Grünschnäbel in Mokassins, insgeheim aber beneidete er sie.

Fassen wir also zusammen: Hervé Jouhandeau war ein langer, schmaler Kerl, der sein halbes Leben in der Metro verbrachte und, ähnlich wie ein Taucher seine Sauerstoffflasche, zwei Geisteswissenschaften auf dem Buckel trug. *So weit alles klar?*

Das alles war gelogen.

Oder zumindest nicht ganz richtig.

Das Studium war für Hervé nur ein Hobby oder eine lästige Pflicht, jedenfalls etwas, was ihn nicht gerade begeisterte. Trotz hervorragender Leistungen blickte er mit Gleichgültigkeit, ja Verachtung auf die Welt der Professoren, der Studierenden und der Vorlesungen.

Natürlich war Hervé ein kluger Kopf, vielleicht sogar ein Ausnahmetalent. Sein Scharfsinn machte ihn besonders, anders und auch ein wenig unheimlich. Nicht zu vergleichen mit dem Intellekt der ande-

ren Studierenden, die bei jeder neuen Idee zappelig wurden wie die Kugel in einer Trillerpfeife, oder mit den Professoren, die im Gegensatz dazu starr, verstaubt und muffig wirkten.

Was ihn stattdessen beschäftigte?

Die Mädchen.

Sein Steckenpferd war die Leidenschaft. Dabei war er weder Playboy noch Schürzenjäger. Eher ein Goldgräber, ein Pionier auf unbekanntem Terrain. Hervé suchte die große Liebe. Die wahre Liebe, die ewige Liebe, in Alexandrinern und Leuchtbuchstaben ...

Im Jahr 1968, als alle jungen Männer einen Vulkan in der Unterhose hatten, war das urkomisch. Aber niemand kann aus seiner Haut. Hervé setzte seine Suche trotz zahlreicher Abfuhren fort. Ehrlich gesagt, erfolgreich war er nie. Aber anstatt ihn zur Verzweiflung zu bringen, beflügelten ihn seine Rückschläge und stärkten seinen Pioniergeist. Ein Konquistador der Liebe ...

Manchmal kamen ihm dennoch Zweifel. Insbesondere, wenn er die echten Verführer sah, die ein Mädchen nach dem anderen eroberten. Die meisten waren dumm, oberflächlich und langweilig. Warum kamen sie so gut an? Und weshalb wollte er unbedingt so sein wie sie?

Nicht zu vergessen der Verdacht, der daraus folgte: Wer an Idioten Gefallen fand, konnte selbst keine Leuchte sein. Hervé war in einem Teufelskreis gefangen: Er, das Ass, der Überflieger, strebte danach, ein Depp zu werden, um dämliche Mädchen zu verführen.

Was folgte daraus?

Nichts folgte daraus.

Er wollte seinen Platz an der Sonne. Er gierte danach, sehnte sich danach, malte sich das Glück in den schönsten Farben aus. Er hatte keine Angst, den ganzen Nachmittag zu verträumen und dabei auf dem Plattenspieler »A Whiter Shade of Pale« von Procol Harum oder »Nights in White Satin« von The Moody Blues zu hören. Gar kein Problem. Er verlor sich in seinen Schwärmereien, und das war gut. Es war groß. Sein Credo: In der Melancholie liegt das Glück.

Jedes Mal, wenn er unverrichteter Dinge von einer Party kam – einer Fete, wie man damals sagte –, fragte er sich: Wo ist meine jugendliche Leichtigkeit geblieben? Meine Unbekümmertheit? Mein Optimismus? Eines Abends war er nach abermals erfolgloser Jagd in Tränen ausgebrochen. In jener Nacht hatte er im Schatten einer Tor-einfahrt gegessen und wirklich darüber nachgedacht, dem Ganzen ein Ende zu bereiten ...

Am nächsten Tag war er wieder voll einsatzbereit gewesen.

Natürlich hatte er schon alles probiert, was enthemmend wirkte: Alkohol, Cannabis ... Die Wirkung war jedes Mal erschreckend gewesen. Alkohol vertrug er nicht. Haschischkonsum hatte bei ihm nur Unwohlsein und Übelkeit zur Folge. Das Wichtigste fehlte ihm ohnehin: Unbeschwertheit. Er war eine tragische Figur. Daran ließ sich nichts ändern.

Seine Rettung, die Kraft, die ihn bislang vor dem Schlimmsten bewahrt hatte, war die Musik. Die Zeiten waren weder politisch noch lethargisch: Sie waren rockig. Man musste sich allerdings einigen. Es gab richtigen und falschen, guten und schlechten, britischen und französischen Rock. Vergesst die Beatmusik, die Radiosendung »Salut les copains« und anderen Pipifax. Scheißt sogar auf die Beatles und die Beach Boys mit ihren Mädchenstimmen.

Hervé hörte Rock, echten, harten Rock: The Rolling Stones, The Kinks, The Yardbirds und so weiter. Kreischende E-Gitarren, raue Riffs und elektronische Verzerrungen, die einem durch Mark und Bein gingen. Dies war das Einzige, was ihn glücklich machte.

Als ihm seine Großmutter einen Teppaz gekauft hatte, einen Plattenspieler mit eingebauten Lautsprechern und Röhrenverstärker, hatte er wie ein Zelebrant die Vinylscheibe auf dem Plattenteller platziert. Er hatte noch das anfängliche Knistern im Ohr. Zitternd hatte er dagestanden und die rotierende schwarze Scheibe angestarrt ...

Und plötzlich das Riff.

»All Day and All of the Night« von den Kinks.

So etwas hatte Hervé noch nie gehört. Und noch nie gefühlt. Er

spürte Vergnügen, natürlich, und Ergriffenheit, aber nicht nur. Dies war der Sound einer neuen Welt. Einer Welt, in der sich die Tragik seiner Jugend, seine Angst und seine Unzufriedenheit in höchsten Genuss auflösten. Er hatte sein Gegengift gefunden. Die Klangexplosion setzte eine Kraft frei, die alles, was ihn schmerzte oder sorgte (Wut, Furcht, Schüchternheit), in Energie, Lust und Heiterkeit verwandelte. In einen Schüttelkrampf, der seinen ganzen Körper erfasste, ihn sein ganzes Leid ausschwitzen und die göttliche Erleuchtung empfangen ließ.

Als der Song zu Ende war, spielte er ihn wieder und immer wieder. Er war wie eine Droge, eine Quelle in der Wüste, eine Frau in der Nacht ... Er schwelgte in den schroffen,orgiastischen Gitarrenakkorden, die einem die Seele zerkratzten, in Ray Davies' schleppender, nasal-er Stimme, im Schlagzeug, das einem in die Rippen stieß ...

Da konnten seine Kumpels noch so viele Revolutionen anzetteln, die Mädchen ihm noch so viel vor die Füße spucken: Das wahre Leben fand auf seinem Plattenspieler statt. Wie ein ferner Planet rotierte dort eine Welt in Wallung. Erinnert euch: In jenem Jahr brachten die Kinks »All Day and All of the Night« und »You Really Got Me« heraus. Ein Jahr später nahmen die Stones »(I Can't Get No) Satisfaction« auf.

Die Geschichte weiß sich an große Ereignisse wie diese zu erinnern.

Was die anderen angeht: Wen interessiert's ...

4

Das Trio erreichte die Rue Saint-Antoine, die bald in die Rue de Rivoli überging. Überall Müll und Scherben. Kein Licht in den Fenstern. Es herrschte eine Atmosphäre der Angst, die an Ausgangssperre und Krieg erinnerte.

Die tödliche Stille wurde hin und wieder von plötzlichen Geräuschen zerrissen, von Polizeibussen mit heulenden Sirenen oder laut-
hals singenden Studenten, die Transparente unterm Arm trugen.

Auf der Place du Châtelet sahen sie einige hundert Meter vor sich die Anzeichen eines weiteren Straßenkampfes. Brandgeruch, flüchtige Schatten, vereinzelte Glutnester: Am Louvre ging es heiß her.

Ohne nachzudenken beschleunigten sie ihren Schritt, als würden sie jetzt, sofort, an dieser Stelle gebraucht. Die Studenten hatten bereits eine Barrikade errichtet. Die Bullen standen davor, blockierten den Verkehr und besetzten den halben Louvre-Vorplatz.

Es war eine inzwischen vertraute Szene. Die Aufständischen hatten eine Kette gebildet, um sich Pflastersteine und andere Trümmerteile weiterzureichen und damit ihre Straßensperre zu verstärken. Andere rissen Baumschutzgitter aus. Man konnte Cordjacken, Trenchcoats und Blousons erkennen, die im Schein der Flammen und Laternen glänzten. Etwas weiter entfernt, zu ihrer Linken, die orangefarbenen Streifen auf der knittrigen Regenkleidung der CRS. Hinter ihnen einsatzbereite Wasserwerfer und Bulldozer ...

Hervé seufzte. Er fühlte sich außerstande, wieder die nötige Energie aufzubringen. Desmortiers und Trivaud dagegen halfen bereits den Kameraden. Er machte einen Bogen um die Barrikade und ging durch die Arkaden der Rue de Rivoli in die Rue de l'Oratoire. Dort setzte er sich in den Schatten der Statue von Admiral de Coligny, zündete sich eine neue Disque Bleu an und begann, seine Tagträume vom Port de l'Arsenal weiterzuspinnen.

Das war Hervé ... Paris stand in Flammen, das Ende der Welt nahte, und er richtete den Blick nach innen und rauchte in aller Ruhe am Fuße eines Bärtigen mit Halskrause, den er immer für Heinrich IV. gehalten hatte.

Im Grunde tat er genau das am liebsten: an einem abgelegenen Plätzchen zu fernem Schlachtgetöse die Gedanken schweifen lassen. Es erinnerte ihn an das wohlige Gefühl, in seinem Kinderzimmer einzuschlafen, während seine Großmutter mit den Nachbarn zu Abend

aß. Er hatte es geliebt, das gedämpfte Stimmengewirr, das ihn in den Schlaf gewiegt hatte.

Genau heute Abend wollte er sich auf seine Auserwählten konzentrieren.

Es waren drei.

Er hatte sie während der Unruhen am 10. Mai kennengelernt und auf den Demonstrationen und Vollversammlungen wiedergesehen. Ohne weiter ins Detail zu gehen: Hervé hatte sich in alle drei auf einmal verliebt. Wenn schon, denn schon.

Die Erste war eine passionierte Aktivistin, geradezu eine *Pasionaria*: Suzanne war immer auf den Barrikaden, warf beherzt mit Pflastersteinen und schrie sich die Stimmbänder aus dem Leib (»CRS = SS!« und »Die Schönheit liegt auf der Straße!«). Sie war brutal, aufbrausend, gefährlich. Ruder hart links! Die Bullen mussten auf der Hut sein ...

Die Zweite, Cécile, war ernst, so zielstrebig wie ihre Schleudertechnik und so glänzend wie die Sicherheitsnadel an ihrem Kilt. Hervé mochte die Gespräche mit ihr, eine Oase der Vernunft inmitten einer Wüste von Stumpfsinnigkeit. Ihr rundes, von einem noch runderen Dutt überragtes Gesicht ließ sie wie eine Matrjoschka aussehen, die aus dem Stegreif Michelet oder Saint-Simon zitieren konnte.

Die Dritte ... ah, die Dritte. Nicole war die Prinzessin unter den Favoritinnen. Eine wohlhabende, buddhistische Rothaarige, die über ein sehr heißes, sehr mächtiges kleines Reich herrschte, dessen König ihr Vater war, ein herausragender Chirurg am Hôtel-Dieu. Was sie auch tat oder sagte, immer stand sie auf den Schultern dieses großen Mannes. Davon abgesehen erwog sie, in die Politik zu gehen, und träumte einstweilen von orientalischer Spiritualität, während ihr die Männer zu Füßen lagen.

»Verdammt, was machst du hier? Wir haben dich überall gesucht!«
Vor ihm stand Desmortiers, sein Gesicht war rabenschwarz.

»Was ist los?«, brummte Hervé und schnipste seine Kippe auf den Boden.

»Herrje, wir wollen zur Börse, das ist los!«

Hervé zögerte erneut. Er konnte zu Fuß nach Hause gehen, um in Ruhe über seine drei Mädchen nachzudenken. Darüber, wie er sich ihnen am besten annäherte, um ihnen eine Liebeserklärung zu machen, um –

Desmortiers versetzte ihm, der immer noch auf dem Boden saß, einen freundschaftlichen Tritt:

»Auf geht's, dalli, dalli! Die CRS ziehen sich schon zurück. Wir müssen uns beeilen!«

5

Sie liefen die Rue de l'Oratoire hinauf und bogen links ab in die Rue Saint-Honoré. Erneut legten sich Stille und Dunkelheit über sie. Vor den Gärten des Palais-Royal begegneten sie einigen Polizisten, die aber weder CRS noch Gendarmen waren, sondern einfaches Wachpersonal, das sich vor den schlecht beleuchteten Toren die Beine in den Bauch stand. Offenbar gab es in der Gegend viele Ministerien und Verwaltungsgebäude. Es roch nach alten Gemäuern, nach steifen Abgeordneten, nach endlos verhandelten Gesetzen und Verordnungen ...

»Hier entlang!«

Trivard hatte immer einen Stadtplan in der Tasche. Keiner von den dreien kannte sich hier aus, nicht einmal Hervé, der die Grands Boulevards schon öfter nach Horrorfilmen abgesucht hatte.

Sie bogen erst nach links ab, dann drehten sie wieder um. Trivard hatte sich verlaufen. Ihre Revolution musste wirklich komisch aussehen. Mehr Groucho als Karl Marx ...

Hervé hatte trotzdem seinen Spaß. Das Stadtviertel hatte den Glanz des vergangenen Jahrhunderts nicht verloren. Die überdachten Passagen, die altmodischen Kabarettts ... Mit ein bisschen Fantasie fühlte man sich in die Zeit von Gustave Flaubert und Guy de Mau-

passant zurückversetzt, von Théâtre-Lyrique und Zylinderträgern ... Davon übriggeblieben war nur ein staubiger Geschmack, aber auch etwas Tröstliches, Gemütliches. *Wünschen Sie eine Droschke?*

Rue Vivienne. Keine Menschenseele. Kein Licht. Vor zwei Wochen hatten hier noch alle am Fenster gestanden und den Studenten Butterbrote herausgereicht. Davon war jetzt nichts mehr zu sehen. Bloß nicht übertreiben, sonst hatten die Bürger schnell die Schnauze voll.

»Wir sind gleich da!«

In den verwaisten Straßen hallte erneut Lärm über den Dächern wider. Sie beschleunigten ihre Schritte und spürten, wie ihnen das Adrenalin durch die Adern schoss. Als sie dann in die Rue du Quatre-Septembre stürzten, sahen sie die wunderbare Bestätigung ihrer Überlegenheit. Heute Abend würde ein studentischer Wirbelsturm über das Großkapital hinwegfegen.

Tausende von Demonstranten umzingelten die Pariser Börse, die mit ihren Säulengängen wie ein griechischer Tempel aussah. Hervé fühlte sich an eine Horde tobender Heiden erinnert, die sich bereitmachten, die Statuen ihrer Götzen zu stürzen.

Und selbst in diesem Moment glaubte er nicht daran.

Natürlich, er war jung. Er hatte noch nicht viel erlebt. Aber er studierte schon lange genug Geschichte, um zu wissen, dass die Proteste zum Scheitern verurteilt waren. Der Mensch kämpft nicht für andere, noch nicht einmal für ein höheres Ziel. Er will nur sein Stück vom Kuchen. So sehr er auch davon träumt, die Welt zu verändern, es gelingt ihm ja noch nicht einmal, sich selbst zu verändern. Im Grunde seines Wesens ist er Kapitalist. Für ihn nur das Beste, für die anderen die Krümel. Das ist allgemein bekannt. Wozu also die linke Heuchelei?

Gemeinsam mit Trivard und Desmortiers stürzte sich Hervé in die Menge. Megafondurchsagen gingen im Lärm unter, eine unsichtbare Kraft ließ die Menschenmasse wie eine gewaltige Brandung hin und her wogen. Alle hatten sie den Blick auf das verflixte Gebäude geheftet, dessen Größe, Erhabenheit und Autorität sie provozierte.

Die drei Freunde drängten sich bis zu den Toren des Tempels vor. Nun standen sie einer Kette von Muskelprotzen gegenüber, den Sicherheitskräften der UNEF oder der PSU.

Plötzlich: Hektik. Hervé macht sich fast in die Hose. Es gibt keinen Ausweg. Jetzt werden sie ersticken oder zu Tode gequetscht. Die Masse drängt nach rechts, dann nach links, dann nach vorn. Die Kette von Sicherheitskräften zerreißt. Die Angreifer klettern auf die Zäune. Applaus. Hervé stolpert, steht wieder auf. Die Zäune geben nach. Sie stürmen die Freitreppe hinauf.

Oben angekommen, setzen ein paar behelmte Rowdys einen Balken als Rammbock gegen die verschlossenen Tore ein. Jetzt ist es also so weit. Es ist nicht einmal mehr ein Krieg, sondern eine mittelalterliche Belagerung, eine antike Erstürmung. Ein Getöse brandet auf und vermischt sich mit dem chzen der Trangeln. Hervé hat das Gefühl, von einem Erdbeben, einem Vulkanausbruch fortgerissen zu werden.

Auf einmal steht er im Palais Brongniart. Die Aufständischen schwärmen aus. Das Echo ihrer Schritte hallt tausendfach von den Wänden wider. Es wuselt nur so unter dem Gewlbebogen; es wird gerannt, gebrüllt, blindwtig zerstört.

Hervé hat Trivard und Desmortiers verloren, die schon auf dem Weg zum Herz der Maschine sein müssen: zum Börsensaal, dorthin, wo die Orders ausgeführt werden, wo die Summen täglich in die Höhe schießen wie Geysire. Papiere segeln durch die Luft, Sthle fliegen durch den Raum. Sakrileg. Schändung. Ketzerei. Der Tempel wird entweiht. Der Gott des Geldes wird gestürzt.

Hervé ist fasziniert. Er rhrt sich nicht mehr. Er denkt an die Meisterwerke von Jacques-Louis David, Nicolas Poussin, Jean-Léon Grme, Frank Frazetta. Gleiches Chaos, gleiche Opulenz, gleiche Ästhetik.

Es werden Tische umgeworfen, Tafeln abgerissen, Sthle, Schreibtische, Papiere gestapelt ... Dann: Feuer. In den beißenden Flammen knacken die Telefonkabinen.

Hervé weicht erschrocken zurück. Bloß raus hier. Bloß weg von dieser blinden Gewalt. An einer Fassade im 5. Arrondissement hat

er gelesen: »Die Revolution muss ein Fest sein.« Die schlechte Nachricht: Das Fest ist vorbei. Hier riecht es nur noch nach Hass und Mordlust.

Er macht auf dem Absatz kehrt und verschwindet im Lärm der Nacht.

6

»Was sind das für Dinger?«

»Motorsägen.«

»Was machen wir damit?«

»Bäume fällen.«

»Bäume?«

»Ja. Auf dem Boulevard Saint-Michel müssen so viele Platanen wie möglich dran glauben, capito?«

Jean-Louis Mersch musterte die fünf Männer, die einen Halbkreis um ihn bildeten. Das waren weder Studierende noch Arbeiter. Das waren echte Ganoven, prinzipienlose Randalierer, die sich unter die Aufständischen gemischt hatten und nur eins wollten: sich mit den Bullen anlegen, klauen, und sich dann einen schönen Lenz machen.

Jean-Louis, vierunddreißig Jahre alt und Boss dieser Räuberbande, hatte für sein Projekt »Radikale Destabilisierung der Macht« die besten Partner gesucht. Er war an den Ordnungsdienst der UNEF herangetreten: zu brav. Er hatte die *Katangais* kontaktiert, ein paar Nichtsnutze, die rund um die Uhr drauf waren und eigentlich die Sorbonne bewachen sollten, stattdessen aber die Studierenden erpressten: zu blöde.

Also hatte er die Kabylen, kurz KBL, angeheuert. Die nannten sich so, weil ihr Chef behauptete, in Algerien gewesen zu sein, was Mersch sehr gewundert hätte, da *er* in Algerien gewesen war, und zwar nicht nur kurz.

Die KBL dealten Haschisch und andere Substanzen auf den Gängen der Sorbonne, mehr nicht. Jean-Louis hatte gleich erkannt, dass sie bestechlich waren. Er hatte ihnen ein bisschen Stoff abgekauft, den sie sich von der »offenen« Krankenstation der Sorbonne besorgt hatten.

»Die Alte Welt muss weg«, sagte er. »Nicht nur ihr Gedankengut, sondern auch ihre Grundlage, ihre Symbolik. Um was Neues aufzubauen, müssen wir alles zerstören.«

Die KBL kicherten. Einer von ihnen spuckte auf den Boden. Ein anderer zündete sich eine Zigarette an. Ein dritter ließ die Finger knackern. Mit Politik hatten sie nichts am Hut.

Sie standen an einem dunklen Eck in der Rue des Fossés-Saint-Jacques, wo Mersch die Kasten-Ente geparkt hatte, die er am Vortag gestohlen hatte. Ziemlich riskant zwar, aber die Motorsägen wogen je zwölf Kilo. Sie hätten unmöglich mit solchen Brocken unterm Arm durchs 5. Arrondissement spazieren können.

Er nahm eines der Geräte von der Ladefläche und hielt es ins Licht einer Straßenlaterne.

»Stihl Contras. Motorleistung: sechs PS. Siebentausend Umdrehungen pro Minute. Hobelzahnkette. Das Ding säbelt dir eine hundertjährige Eiche in weniger als sieben Minuten um.«

Die Randalierer beugten sich vor, um das Ungetüm besser sehen zu können.

»Was wir brauchen«, sagte einer schließlich, »sind echte Waffen. Wir sind doch keine Holzfäller.«

»Nur Geduld. Alles zu seiner Zeit«, log Jean-Louis.

Er spürte seinen ungeladenen Colt 45 in den Lenden. Der beißende Geruch von Kordit stieg ihm in die Nase. Eine olfaktorische Halluzination. Er war daran gewöhnt – und das Amphetamin, das er gerade noch gezogen hatte, machte es auch nicht besser.

»Du kannst also welche besorgen?«, drängte ein anderer.

»Wie gesagt, ich arbeite dran. Aber wenn wir diese Linie überschreiten, gibt's kein Zurück mehr.«

»Nur Schwuchteln machen 'nen Rückzieher.«

Die KBL glucksten. Jean-Louis seufzte und drückte einem der Kerle die erste Motorsäge in die Hand. Dem nächsten die zweite. Insgesamt fünf.

»Jetzt lauft ihr zum Boulevard Saint-Michel und mäht dort alles nieder, was ihr erwischt. Passt aber auf, dass ihr keinen Baum auf die Birne kriegt.«

Erneutes Gelächter. Auch die KBL hatten heute Abend offenbar Cannabis und Amphetamine konsumiert. Für die soldatische Tüchtigkeit würden sie wohl ein zweites Mal ranmüssen.

»Los, haut ab. Macht mir ordentlich Rabatz.«

Schwer bepackt zogen die Männer ab. Jean-Louis blickte ihnen nach, dann machte er sich auf den Weg. Ehe er zu seiner Truppe zurückkehrte, wollte er sich umsehen. Er glaubte inzwischen, der ganze Krawall sei allein sein Werk.

Unter der Lederjacke trug er ein Funkgerät, das auf die Frequenz der Polizei eingestellt war. Das Ding, sein Talisman, ermöglichte es ihm, die Bewegungen der CRS und der anderen Ordnungshüter genau zu verfolgen. Auf der Place Edmond-Rostand tobte der Kampf, ebenso weiter nördlich auf der Place de la Sorbonne. Weitere Auseinandersetzungen fanden auf der anderen Seite des Blocks statt.

Den Kopf eingezogen, das Ohr immer am rauschenden Empfänger, huschte er in den Schatten einer Unterführung. Wie ein Hund – oder besser gesagt: wie die Silhouette eines Hundes – schlich er die Mauern entlang.

In der Rue Le Goff herrschte ohrenbetäubender Lärm. Mersch lächelte: Die Straßenschlachten hatten eine neue Dimension erreicht. Studierende, Arbeiter und Rowdys wollten die Stadt tatsächlich zerstören, und es fehlte nicht viel, bis die gereizten, erschöpften Bullen ihre Waffen zogen. Genau das erhoffte er sich. Ein ordentliches Gemetzel.

Er schob sich ein Tuch über die Nase und riskierte einen Blick in die Rue Soufflot. Pflastersteine, Schraubenbolzen und Molotowcocktails flogen durch die stinkende Luft. Schlägereien vor jedem Haus. Be-

wusstlose Studenten. Polizisten, die unaufhörlich auf die Angreifer eindroschen. Ein scheußlicher Anblick – aber der Preis, den sie zahlen mussten, um wirklich etwas zu verändern.

Er griff nach den Handgranaten in seiner Jacke und schleuderte eine in Richtung der Polizisten, dann noch eine in Richtung der Studenten. So gab es keinen Grund zur Eifersucht. Es waren F-1-Granaten, prallvoll mit TNT: hohe Sprengkraft. Damit konnte man Trommelfelle zum Platzen bringen, Hände abreißen und den Leuten sogar die Kopfhaut abziehen.

Dann rannte er davon, schlängelte sich durch eine Reihe Fernbusse und stieß erneut auf Behelmte und Protestierende. Niemand schenkte ihm Beachtung.

Die Rue Victor-Cousin sah aus wie ein einziger Schützengraben. Er hatte noch keine drei Schritte getan, da stolperte er über das nächste Bataillon: Reservisten auf der Place de la Sorbonne, die ihre Waffen polierten und nur darauf warteten, zum Sturm auf den Boulevard Saint-Michel anzusetzen.

Jean-Louis konnte gerade noch in einem Nebeneingang der Universität verschwinden, die seit der Besetzung durch die Studierenden Tag und Nacht geöffnet hatte. Auf einmal stand er in einem stockdunklen marmornen Gang. Die Kronleuchter verbreiteten ein schummriges Licht, kaum heller als Kerzenschein.

Kerzenschein ... Jean-Louis hatte den Eindruck, in eine von Müll übersäte Kathedrale einzudringen. Scheiße. Er selbst hatte nicht studiert, und Bildungsstätten wie diese riefen Beklemmung in ihm hervor, aber die Sorbonne in diesem Zustand zu sehen, widerte ihn an.

Durch den Gang. Auf den Bänken lagen Studierende und pennten. Sie mussten einen tiefen Schlaf haben. Auf dem Boden Verpackungsmüll, Kleidungsstücke und Gemüseboxen. An den Wänden hingen Plakate mit den Konterfeien diverser Krimineller – Che Guevara, Hồ Chí Minh – oder manipulativer Diktatoren – Mao. *Verdammte Idioten ...*

Zuvor hatte er sich den Grundriss der Sorbonne besorgt und ihn auswendig gelernt. Er wusste, dass er gerade an der Kapelle vorbei durch die Galerie Jean Gerson ging. An deren Ende würde er auf die Rue Saint-Jacques stoßen. Und sich vergewissern, dass auch dort die Fetzen flogen.

Vor Tür Nr. 54 (er wusste nicht, was die Zahl zu bedeuten hatte) stand er Auge in Auge Lenin gegenüber, der wer weiß warum dort angeschlagen war. »Das Volk braucht keine Freiheit, denn Freiheit ist eine Form der bürgerlichen Diktatur.« Ein eiskalter Schauer lief ihm über den Rücken. Er sagte sich, dass er auch nicht besser war als dieser Fanatiker. Das war der Preis dafür, dass die Ordnung wirklich ins Wanken geriet.

Im Norden wurde gekämpft, im Süden wurde gekämpft. Zahlreiche Polizisten eilten unablässig auf und ab, wodurch sie die beiden neuralgischen Punkte des nächtlichen Gefechts miteinander verbanden. Während die Granaten heulten und die Pflastersteine flogen, legten das Lycée Louis-le-Grand und das Collège de France auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine stählerne Gleichgültigkeit an den Tag. *Die Jugend muss ja schließlich was erleben ...*

Er ging in Richtung Rue des Écoles, als unter seiner Jacke eine Stimme knisterte.

Er griff nach seinem Funkgerät und drehte den Ton auf:

»LEITSTELLE, BITTE KOMMEN! LEITSTELLE, BITTE KOMMEN! FEUER IN DER LANDESPOLIZEI! WIR SITZEN HIER FEST! WIR VERBRENNEN!«

Es waren die Jungs aus dem Polizeipräsidium im 5. Arrondissement. Eine Grillparty bei den Bullen.

Verdammt, das musste er sehen!